

Helmut C. Altmann

Die Zauberuhr

oder

Erste Liebe

von Jahrhundert zu Jahrhundert

ein romantisch-fantastisches Märchen

Roman

© 2016 Helmut C. Altmann

Autor: Helmut C. Altmann

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN: 978-3-99049-923-8 (Paperback)

ISBN: 978-3-99049-924-5 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99049-925-2 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
<i>Einleitung: Wie es begann</i>	7
Alpinien	9
Fund und Reise	13
<i>Erstes Buch: Im Königsschloss des achtzehnten Jahrhunderts</i>	19
Julia Meredith	21
Die königliche Familie	29
Liebe und Schmerz	41
Die erste Nacht im Schloss	51
Der erste Morgen und ein erfreulicher Vormittag	63
Ghostclouds Erzählungen	78
Im Schlosspark – Liebe am Teich	86
Der Staatssekretär	95
Die zweite Nacht und der zweite Morgen	102
Hieronymus Lignus Magicus	110
Der ehemalige Liebhaber	122
Reisevorbereitungen	136
In den königlichen Räumlichkeiten	144
Die Nacht vor der Abreise	158
Abschied und Heimreise	166
<i>Zweites Buch: Im Bauerndorf des zwanzigsten Jahrhunderts</i>	177
Wieder auf dem heimatlichen Hof	179
Das Leben in Kleintal – Teil 1	191
Anastasia – Teil 1	206
Archibald Ghostcloud bei den Brandmayrs	210
Das Leben in Kleintal – Teil 2	219
Anastasia – Teil 2	229
Besorgungen im Nachbarort	245

Die Fotos, ein faszinierender Mann und ein heiße Nacht	254
Der Ausweis, eine merkwürdige Nachricht und ein netter Abend	267
Besuch im Schloss und eine ehrenvolle Einladung	278
 <i>Drittes Buch: Entscheidungen und vermeintliche Wunder</i>	 291
Die Ideen des Meister Hieronymus	293
Geweihte Geschenke und Ghostclouds Ankündigung	303
Der Tag, an dem Georgios kam – Eine neue Liebe	316
Die Entscheidung zur ersten Zeitreise	327
Florians Geheimnis und des Pfarrers Vorschlag	333
Jaroslav Černys Erfahrung	339
Das Galakleid	354
Das Konzert des Wolfgang Franz Schuzart	357
Der Kennenlernbesuch	367
Wundersame Vermehrungen	382
Der große Magier im zwanzigsten Jahrhundert	393
Der Tote im Wald und der alte Krug	400
Olly und seine Meisterin	412
Die feierliche Verlobung des Prinz John Alexander	428
Die dramatische Entscheidung bei Meister Hieronymus	449
 <i>Ausklang: Was weiter geschah</i>	 467
Der neue alte Erste Diener	469
Sir Sebastian Brandmayr	471
Verlobung und Heirat	475
Das Leben nimmt seinen Lauf	485

Vorwort

Verehrte Leserin! Verehrter Leser!

Lassen Sie mich zuerst einmal festhalten, dass es sich bei dem vor Ihnen aufgeschlagenen Buch trotz meines fortgeschrittenen Alters um mein literarisches Erstlingswerk handelt.

Wie es zu diesem kam, möge Ihnen das Vorwort verdeutlichen.

Mein herzlichster Dank, dass ich den vorliegenden Roman verwirklichen durfte und konnte, richtet sich speziell an zwei Menschen, die in meinem Arbeitsleben eine nicht unbedeutende Rolle spielten beziehungsweise noch spielen. Im Folgenden möchte ich diese beiden Damen mit großer Freude und einem Gefühl unermesslicher Dankbarkeit erwähnen und würdigen.

Es war an einem Wintertag, einem Tag um die Jahreswende 1996/97, als die Betreuerin und Arbeitstrainerin Frau Mag.^a Stefanie Stanz (inzwischen verheiratete Weiss) uns Klientinnen und Klienten in der Tagesgruppe des damaligen „ÖV-BAuWK“ (Österreichischer Verein für bürospezifische Anlehre und Weiterbildung für Körperbehinderte) – aktuell ist es die „ASSIST – gemeinnützige GmbH“ *) – das Thema für einen Aufsatz vorgab, welches sinngemäß lautete „Zeitreise – Zeitmaschine“. Eine weitere Vorgabe lautete: ungefähr eineinhalb bis zwei Seiten.

Die Fantasie ließ mich bald eine brauchbare Ausgangsbeziehungsweise Einstiegssituation sowie zwei handelnde Personen zur Hand – oder besser: zu Gehirn haben und ich begann am PC zu schreiben.

Wie sich allerdings sehr bald herausstellte, würde meine Geschichte weit mehr als die gewünschte Anzahl von Seiten umfassen. Also war ich nicht in der Lage, Frau Stanz – von uns allen liebevoll nur „Steffi“ genannt

*) Der Autor, Jahrgang 1954, ist spastisch körperlich beeinträchtigt und arbeitet als Klient im Personalbüro der „ASSIST – gemeinnützige GmbH“.

– einen abgeschlossenen Aufsatz abzugeben. Daher ersuchte ich sie, meinen Text im Lauf der nächsten Tage fertigstellen zu dürfen.

Verhältnismäßig rasch hatte ich sieben oder acht Seiten geschrieben, doch steckte die Handlung genau genommen immer noch im Anfangsstadium. Allerdings erwies sich mein Vorhaben als sehr komplex und kompliziert, so dass ich, wie man so schön sagt, „vor lauter Wald keine Bäume mehr sah“, also nicht mehr zu überblicken vermochte, wie es mit dem Geschehen weitergehen sollte. Darunter litt letztlich auch meine Motivation und das angefangene Projekt blieb als ausgedrucktes Fragment in der Schreibtischlade liegen.

Ein gutes Jahr später nahm ich dieses Fragment wieder her, ergänzte es mit einem neuen Anfang, doch am anderen Ende war einfach kein Weiterkommen.

Mehrere Menschen bestätigten mir, dass mein begonnenes Märchen recht gefällig zu lesen wäre – und auch ich selbst war von diesem Umstand überzeugt, so dass es mir zum Wegwerfen zu schade erschien.

In der Folge überschlug ich immer wieder die weitere mögliche Handlung, von welcher ich ja ungefähre Vorstellungen hatte. Mittlerweile schätzte ich, dass der volle Umfang am Ende 30 oder 40 Seiten betragen, also dem einer Novelle gleichkommen würde.

15 – in Worten: fünfzehn – Jahre währte meine Ratlosigkeit, die sowohl die Handlung wie auch die Frage, wann und wo ich mein Werk fortführen könnte, betraf, denn seit 1998 lebte und lebe ich in einer wundervollen Partnerschaft mit meiner Sandra und hatte Anderes zu denken und zu tun.

Im Frühjahr des Jahres 2013 klagte ich meiner Büroleiterin, Frau Brigitte Farkas, mein Anliegen, die Schreibtätigkeit wieder aufnehmen zu wollen, mir jedoch nicht klar sei, wann und wo ich es tun sollte. Umgehend schlug sie mir vor, mittels eines USB-Sticks den Text ins Büro mitzunehmen, und wenn gerade keine andere Arbeit anstehen sollte, könne ich den Roman vorantreiben.

Somit richtet sich mein zweiter Dank an meine großzügige, verständnisvolle Büroleiterin.

Ab Juni 2013 gedieh das vorliegende Werk bei aller erforderlichen Gewissenhaftigkeit in erstaunlichem Tempo. Aus einer Idee entsprang die nächste, meine Fantasie entfachte laufend eine Unzahl niemals geahnter Einfälle und so erreichte mein Werk schließlich das Ausmaß eines ausgewachsenen Romans.

Genau genommen wird noch eine dritte Danksagung fällig: Bei meiner über alles geliebten Sandra zeige ich mich überaus erkenntlich, dass sie an den vielen Nachmittagen und Abenden der Wochenenden die Geduld aufzubringen gewillt war, um mich auch im trauten Heim den einen oder anderen Absatz verfassen zu lassen. Eine besondere Hilfe war es für mich, als ich ihr die einzelnen Kapitel vorlesen durfte, den Text dabei akustisch wahrnehmen konnte und auf so manche Ungereimtheit aufmerksam wurde.

Zwar bezeichne ich den vor Ihnen liegenden Roman als Märchen, jedoch treffen einige Merkmale auf dieses Genre nicht zu. Daher fühle ich mich verpflichtet, folgende Erklärung anzufügen:

Die handelnden und erwähnten Personen und deren Namen sind frei erfunden. Jede Übereinstimmung beziehungsweise Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Mitmenschen wäre rein zufällig und unbeabsichtigt. Eine Ausnahme stellt der große Musiker im „Dritten Buch“ dar, bei dem Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten mit zwei realen Personen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts durchaus erwünscht sind.

Nicht ganz so verhält es sich mit den Zeiten sowie den Schauplätzen der Handlung. Die Jahrhunderte und Jahreszahlen werden genannt, und die Länder, Städte sowie Orte werden die aufmerksame Leserin und der ebensolche Leser mit etwas Fantasie geografisch zuzuordnen wissen. Außerdem werden sie bemerken, dass die Namen zwar erfunden sind, jedoch einige entweder sich an reale Benennungen anlehnen oder eine willkürliche Kombination zweier wirklicher Namen darstellen.

Nun bleibt mir nur noch, Ihnen, verehrte Leserin, verehrter Leser, bei und mit der vor Ihnen liegenden Lektüre vergnügliche Stunden zu wünschen.

Helmut C. Altmann

Wien, im Jänner 2016

Einleitung

Wie es begann

Alpinien
(1925)

Das einsame, aus der Ferne verlassen wirkende Dorf lag in einer seichten Talsenke. Im Norden, im Osten und im Süden war es von üppigem Wald umgeben, und im Westen erstreckten sich fruchtbare Felder, an deren östlichem Rand in nord-südlicher Richtung ein rauschender Bach floss, welcher somit die Grenze zwischen dem Ort und den Anbauflächen bildete. Einige Hundert Meter in den Wald hinein öffnete sich eine Lichtung, in deren Mitte verträumt ein kleiner Teich lag. Durch den Wald und um das Wasser zogen sich schmale Wege, die von vielen Einheimischen gerne für geruhsame Spaziergänge genutzt wurden.

Dieses kleine idyllische Dorf trug den Namen Kleintal und lag in der nördlichen Provinz der jungen Republik Alpinien. Dieser kleine Staat, welcher knapp vier Millionen Einwohner zählte, war nach dem Zerfall der großen Kaiserreiche infolge des letzten Krieges entstanden. Er bestand aus drei Provinzen. In der nördlichen, Oberalp genannt, welche die größte war und deren Hauptstadt Bergburg hieß, wurde vorwiegend Ackerbau betrieben, aber in den Städten und größeren Orten hatten sich auch Industriebetriebe angesiedelt, und an der Grenze zur zentralen Provinz, Hochland, begannen sich Gebirgszüge zu erheben. Diese mächtigen Gebirge beherrschten das Bild des mittleren Teils des Landes, wo in einem langen, tiefen Tal die Hauptstadt des Staates sowie gleichzeitig der Provinz, Innerbrücken, lag, in welcher ungefähr dreihunderttausend Menschen lebten. Der südliche Teil des Landes, der den Namen Niederalp trug, mit der Hauptstadt Merzen, war im Norden ebenfalls äußerst gebirgig, jedoch flachte die Landschaft gegen Süden zu immer mehr ab und glich somit einem Spiegelbild des Nordens. Gesprochen wurde hier seit Menschengedenken – denn die Region Alpinien gab es schon seit sehr langer Zeit, nur war sie bis zum Ende der großen Reiche zwischen diesen aufgeteilt – Alpinisch, das auch die Sprache der Völker in den einstigen mächtigen Mutterländern war.

In den sechs Jahren des Bestehens von Alpinien hatte es die Bevölkerung mit sehr viel Fleiß und Idealismus zu bescheidenem, jedoch sicherem Wohlstand gebracht.

* * * * *

Der Pfarrer spendete soeben den Segen. Sogleich stimmte die Gemeinde zum Abschluss der Heiligen Messe den feierlichen Dankgesang an den Herrn an. Das Innere der großteils im spätgotischen Stil errichteten sowie später im Zuge von Erneuerungen und Umbauten mit frühbarocken Elementen versehenen Dorfkirche gab mit ihrer großartigen Akustik den vollen Klang der Orgel und den ergreifenden Chor aller Anwesenden stimmungsvoll wieder. Mit dem Verhallen des letzten Klanges geriet Bewegung in die Schar der Gläubigen und sie strömte teils murmelnd, teils gesenkten Hauptes zum Hauptportal und ins Freie hinaus.

Es war in Kleintal so üblich, dass nahezu jedermann am Sonntag die Kirche besuchte und den Gottesdienst mitfeierte, ob alt oder jung, Frau oder Mann, arm oder besitzend, angesehen oder eher unbeachtet. Man pflegte es jedoch nicht nur aus Gewohnheit zu tun oder wegen des drohenden Geschwätzes der Bewohner, sondern man ging zum überwiegenden Teil aus innerster Überzeugung zur Heiligen Messe.

Jetzt, um elf Uhr vormittags, begaben sich vor allem die Frauen nach Hause und in die Küche, um das Mittagessen für die Familie zuzubereiten, während sich die meisten Männer noch zu einer fröhlichen Runde im Wirtshaus versammelten, und einige ältere und alte Leute, aber ebenso etliche junge Menschen, das schöne Wetter und die Ruhe des Sonntagvormittags zu einem kleinen Spaziergang nützten.

* * * * *

Und so kam auch Sebastian, der einzige Sohn des armen Bauern Vinzenz Brandmayr und dessen Frau Berta, mit seinen Eltern die Stufen vom Portal auf den Platz vor dem Gotteshaus herunter.

„Wenn du magst, lieber Bastl“, meinte die Mutter, „kannst noch einen kleinen Spaziergang machen. Das Wetter ist ja schön. Aber pass bitte auf, dass dein Sonntagsg’wand nicht schmutzig wird. Wir gehen einstweilen nach Haus“, und in einer Stunde wird dann das Essen fertig sein“.

„Ist in Ordnung, Mutter“, erwiderte er erfreut. „Dann schau‘ ich noch zum Teich und genieß‘ die frische Luft“.

Bis zur Abzweigung jenes Weges, welcher zu ihrem Hof führte, gingen Eltern und Sohn noch gemeinsam die Hauptstraße entlang. Sodann verabschiedeten sie sich und während das Ehepaar Brandmayr den Heimweg einschlug, nahm der Sohn die Straße weiter hinauf zum östlichen Ortsende, von wo der idyllische Weg in den Wald führte, über welchen man auch zu der Lichtung mit dem Teich gelangte.

Sebastian war ein junger Mann von siebzehn Jahren, einem Meter siebenundsiebzig Größe und schlanker, aber doch kräftiger Statur. Das dunkelblonde Haar trug er kurz geschnitten, jedoch fiel ihm eine breite Strähne gerne von oben, wo es länger war, tief in die Stirn.

In der Hauptstraße begegnete er Margarete Weingärtner, einer guten Bekannten seiner Mutter. Sie war die Gemahlin des Franz Georg Weingärtner, welcher im Ort ein größeres Geschäft führte, in dem man allerlei Haushaltsartikel und Textilien erstehen konnte. Die Familie war eine der angesehensten in Kleintal, und Franz Georg saß auch im Gemeinderat des Ortes. Das Paar hatte drei Kinder, von denen das älteste, der Sohn, bereits verheiratet war und nicht mehr im Ort wohnte. Auch die ältere Tochter hatte vor einem halben Jahr geheiratet und das Elternhaus verlassen. Somit lebte nur mehr die Jüngste, Johanna, genannt Hannerl, die um eineinhalb Jahre jünger als der Bauernsohn war, im Haus der Weingärtners.

„Grüß Gott, gnädige Frau!“, grüßte Sebastian höflich und verneigte sich leicht. „Grüß dich, Bastl!“, erwiderte Margarete. „Wie geht’s dir denn? Kommst wohl von der Zehnermesse, gell?“. Sie reichte ihm ihre Hand, die er bereitwillig nahm. „Ganz richtig. Meine Eltern sind schon auf dem Heimweg und haben gemeint, ich könne ja, wenn mir danach sein sollt‘, noch ein bissl die gute Luft genießen“.

Frau Weingärtner, eine elegante Dame von dreiundvierzig Jahren, hatte braunes, sorgfältig und hübsch frisiertes Haar, ein etwas herbes, aber durchaus liebliches Gesicht, war einen Meter sechsundsechzig groß, ihre Figur war nicht ganz schlank und wies ausgeprägte weibliche Rundungen auf.

„Das ist sehr schön“, meinte sie. „Kannst das bisserl Erholung bestimmt gut gebrauchen, denn wie wir wissen, arbeitest du eh die ganze Woche sehr brav am Hof und am Feld mit“. „Na ja, ich tu‘ halt, was meine Aufgabe ist, und das mach‘ ich wirklich gern“.

„Ach, Bastl!“, der Blick der Frau wurde mit einem Mal ganz verklärt. „Wie gern würden mein Mann und ich sehen, dass unser Hannerl und du einander näherkommen könntet! Ihr würdet so gut z’sammenpassen“, schwärmte sie.

Der Jüngling musste lächeln. „Na ja, gnädige Frau, schauen wir halt einmal, was die Zukunft so alles auf Lager hat“. Er hatte sich aus irgendwelchen Gründen, die er selbst nicht zu erklären vermochte, noch nie ernsthaft für Johanna interessiert und umgekehrt schien es genauso zu sein.

„So, ich muss jetzt leider weiter. Lass mir Mutter und Vater herzlich grüßen“. „Herzlichen Dank! Gleichfalls schöne Grüße an den Herrn Gemeinderat und das Fräulein Tochter!“. „Danke schön, lieber Bastl! Hab noch einen gesegneten Sonntag!“. „Danke ebenfalls, gnädige Frau, Ihnen gleichfalls! Auf Wiedersehen!“.

Fund und Reise
(1925)

Er hatte die Strecke bis zum Anfang des Waldes rasch hinter sich gebracht, und nun schlenderte er gemütlich den Weg am schilf- und moosbewachsenen Ufer des Teiches entlang.

Mit der Unbekümmertheit seiner Jugend schritt er dahin und hing seinen Gedanken nach, welche sich um allerlei belanglose Dinge drehten, als er plötzlich und zufällig einen im ersten Augenblick nicht klar erkennbaren Gegenstand im dichten Gebüsch liegen sah. Sebastian trat neugierig ganz nahe hin, bückte sich, drückte die untersten Äste etwas auseinander und konnte nun ein ungefähr zwei Fäuste großes hölzernes Gehäuse ausnehmen, welches auf der nach oben liegenden Seite ein großes Zifferblatt mit zwei Zeigern aufwies. „Das ist ja eine Uhr!“, rief er erstaunt aus und dachte bei sich: ‚Ich will doch sehen, ob die noch geht‘. Er nahm das Kästchen in seine Hände, drehte und wendete es und betrachtete es von allen Seiten. Da die Uhr kein Geräusch von sich gab, stand für den Burschen fest, dass sie entweder nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung gerecht werden konnte, oder lediglich die Mechanik abgelaufen war und die Feder aufgezogen gehörte. Da fand er auf der Rückseite des Kästchens ein paar Drehknöpfe sowie einen in seinem Loch steckenden Schlüssel, der offenbar nur darauf wartete, von einer menschlichen Hand gedreht zu werden. Zögernd, aber doch von Neugier getrieben, drehte ihn Sebastian einmal um, worauf das Uhrwerk mit einem deutlich hörbaren „Tick-tack“ antwortete. Das Gesicht des Bauernsohnes begann zu strahlen, und hastig zog er die Feder zur Gänze auf. Gebannt blickte er auf die Zeiger und vermochte anhand der Striche auf dem Zifferblatt zweifelsfrei festzustellen, dass sie sich langsam bewegten. ‚Dieses schöne Fundstück werde ich in meiner Kammer neben das Bett stellen, wenn sich erweisen sollte, dass es niemandem gehört‘, dachte er übergücklich.

Sebastian klemmte die Uhr unter die Achsel und lief schnell heim zum elterlichen Hof. Die Mutter stand noch in der Küche, wo sie die letzten Handgriffe zur Vorbereitung des Mittagmahls verrichtete. Ihr rief er im

Vorbeilaufen nur kurz zu: „Grüß‘ dich, Mutter!“ und sie rief zurück: „Grüß‘ dich, Bastl! In einer Viertelstunde gib’t das Essen“. „Gut, ich bin gleich da!“ Der Vater hatte es sich in der Stube im Lehnstuhl gemütlich gemacht und schmauchte seine lange Pfeife. Auch ihn grüßte der Sohn nur mit dem kurzen „Grüß‘ dich, Vater!“. „Grüß‘ dich, Bub!“, sagte dieser, und Sebastian rannte die knarrende Holzstiege hinauf und schnurstracks auf die Tür seiner Kammer zu, denn er wollte den Eltern erst etwas später erzählen, was er gefunden hatte. ‚Bald wird’s das Essen geben‘, überlegte er. ‚Da werd’ ich mich danach mit der alten Uhr befassen‘.

* * * * *

Nach dem Mittagessen, während dem sich Sebastian bemüht hatte, sich nur ja nichts von seiner freudigen Erregung anmerken zu lassen, begab er sich eiligst in seine Kammer, nahm sein neues Lieblingsstück an sich und setzte sich damit an den kleinen Tisch, welcher am Fenster stand. An diesem Plätzchen, an dem er so gerne saß und gleichsam über Gott und die Welt nachzudenken sowie ab und zu ein Buch zu lesen pflegte, würde er sich in aller Ruhe der Uhr widmen können und sie dann stolz den Eltern zeigen. Als er gerade überlegte, wie er die genaue Zeit erfahren könnte, ohne sich aus seinen vier Wänden zu bewegen, und sich bei ihm deswegen ein leichter Anflug von Missmut bemerkbar machte, hörte er leise den Glockenschlag der fernen Kirchenguhr, die soeben zwei Uhr verkündete. „So ein Glück!“, rief er sichtlich erleichtert leise aus. Zuerst spannte Sebastian die Feder mit dem Schlüssel zur Gänze und drehte anschließend den längeren Zeiger so lange behutsam weiter, bis er gemeinsam mit seinem kürzeren Partner die richtige Stunde anzeigte. Aufs Neue ertönte aus dem Inneren des hölzernen Kästchens das verhältnismäßig laute Ticken.

„Es ist jetzt vierzehn Uhr“, murmelte er. „In zwei Stunden ist es sechzehn Uhr, in vier Stunden achtzehn ...“, gedankenverloren starrte er vor sich hin, „und ich werd’ auch bald achtzehn – das achtzehnte ...“. Weiter vermochte er nicht zu sprechen, denn ganz unvermittelt begann das Holzgehäuse zu ächzen und zu seufzen, stieß schrille Piffe und weiße

Rauchwolken aus, rundum bildete sich ein gespenstischer Lichtschein, welcher den Burschen wie ein mit Armen ausgebreiteter weiter Mantel umfing, und aus der nächsten Wolke tauchte urplötzlich ein dämonisch wirkender Kobold auf mit braun-violetter Hautfarbe, leuchtend grünen Augen sowie einer weiß gepuderten Perücke und einem Dreispitzhut auf dem Kopf, sodass er, was seine gesamte Kleidung noch unterstrich, wie ein hässliches Wesen aus der frühen Barockzeit aussah. Sebastian war fast zu Tode erschrocken und saß bewegungs- wie sprechunfähig da, er konnte kaum schlucken und das Atmen fiel ihm schwer, als das unheimliche Wesen, das nahezu einen Kopf kleiner war als er, auch noch mit einer blechern klingenden, hallenden Stimme zu tönen anfang: „Sei mir begrüßt, junger Mann! Du hast mich gerufen?“. „W-w-wie? I-i-ch?“, konnte der Jüngling wenigstens stottern. „W-was i-ist I-los? W-wer s-sind S-sie?“. „Oh!“, donnerte der Geist. „Ich komme im Auftrag einer Königin aus einer anderen Zeit! Aber das musst du ja wissen, denn schließlich hast du mich gerufen, oder?“. „I-i-ich?“, krächzte Sebastian, während er am ganzen Körper zitterte. „W-was h-hab’ ich ge-gesagt?“. „Du hast die Zahl in der Form genannt, welche meine Königin anspricht, und da ich in ihren treuen Diensten stehe, hat sie mich umgehend beauftragt, den Rufer nach seinem Begehr zu fragen und ihn zu ihr zu bringen. – Somit bin ich hier! – Übrigens, entschuldige, dass ich mich noch nicht vorgestellt habe. Ich bin Archibald Ghostcloud, Sir Archibald Ghostcloud“. Jetzt stürzte Sebastian in völlige Verwirrung, er wusste überhaupt nicht mehr, was er sah, was er hörte, wie ihm geschah. Angst, übergroße Angst, die ihn mehr und mehr am ganzen Leib zittern ließ und ihm die Fähigkeit, klar zu denken, fast vollständig raubte, hatte ihn befallen. „S-sie w-wollen – m-m-mich – m-mitn-nehmen?“, stammelte er mit weit aufgerissenen Augen. „A-aber w-wohin denn? W-was haben S-sie mit mir v-vor?“. „Oh, ich sehe, du ängstigst dich sehr. Du brauchst jedoch keine Furcht zu haben, mein Junge, es wird dir weder Böses zustoßen noch haben meine Königin, die erhabene Herrscherin des Königreichs Schongland, ihre ihr Ergebenen und auch nicht ich solches mit dir vor. Du kannst beruhigt sein und solltest uns vertrauen, denn dir steht ein bestimmt großes Erlebnis bevor. Hab Mut und Zuversicht! Freue dich, denn du wirst mit mir eine andere, für dich jetzt

noch unbekannte Zeit bereisen und kennen lernen. Nimm also die Jahrhundert-Uhr an dich, halte sie gut fest, denn du darfst diese nicht verlieren, sonst bist du zwischen den Zeiten, den Jahrhunderten, für immer verloren, und komm nun mit mir! Gib mir deine Hand!“, forderte ihn Sir Ghostcloud mit zunehmend freundlicher, geradezu sanfter Stimme auf und er wirkte in diesen Augenblicken tatsächlich vertrauenswürdig auf Sebastian. Dieser hatte während der letzten Worte Ghostclouds seine Fassung zumindest so weit wiedergewonnen, dass er imstande war, einige halbwegs klare Gedanken wenigstens ansatzweise zu fassen.

Sir Archibald Ghostcloud nahm die Hand des Bauernsohnes, legte den anderen Arm um seine Schultern, und schon setzte ein heftiges Brausen ein, ein gewaltiger Windstoß erfasste die beiden, und ehe er sich's versah, fand sich Sebastian in luftigen Höhen schwebend wieder, wohl behütet in den Armen des dämonischen Edelmannes von dessen weitem Mantel umhüllt. Unter sich, bereits klein wie Spielzeug, konnte er noch für einen Moment den elterlichen Hof sowie das heimatliche Dorf sehen.

Während ihres rasenden Fluges, der ihn ein seltsames Wohlgefühl empfinden ließ, nahm Sebastian seinen ganzen Mut zusammen und wandte sich wissbegierig an seinen Gebieter: „Äh – Sir – äh, da möchte ich eine Frage an Sie richten“. „Frag nur, junger Mann! Was willst du denn wissen?“, erwiderte Archibald gütig. „Sie haben von einer Reise in eine andere Zeit gesprochen. Wie ist es eigentlich passiert, dass Sie zu mir kommen und mich holen? Mit was für einer Zahl hat das alles zu tun, die Sie vorhin erwähnt haben?“. „Das will ich dir gerne erklären, denn es war mir von Beginn an bewusst, dass dein – verzeih mir bitte, ich meine es nicht schlecht – naiver Verstand dies nicht gleich erfassen würde“, ließ Ghostcloud verständnisvoll wissen. „Nun, als du die Uhr gefunden hattest und deren Zeiger drehtest, sagtest du die Worte ‚das achtzehnte‘ ...“. „Ja, aber ich hab' doch sagen wollen: ‚das achtzehnte Lebensjahr‘“, fiel ihm Sebastian ins Wort. „Das glaube ich dir schon! Nur, wenn du diese Uhr in Händen hältst, und du sprichst eine Zahl in dem Augenblick aus, da die Zeiger diese Stunde anzeigen, rufst du nach dem jeweiligen Jahrhundert und bekundest deinen Wunsch, auf der Stelle dorthin reisen zu wollen. Hernach wird von einer herrschenden Persönlichkeit jener Epoche ein

Vertreter zu dir gesandt, um dich zu diesem Kaiser, König, Fürsten, Herzog oder, wie das neumodisch heißt, Präsidenten, zu bringen, welcher dich nach deinen Wünschen zu fragen gewillt wie bereit ist. Er wird sich diese, je nach Gemüt, mehr oder weniger wohlwollend anhören sowie in der Folge gewiss zu erfüllen versuchen“, erklärte ihm Sir Archibald geduldig. „Ach so“, war die ganze Reaktion des Jünglings. Er konnte sich die Vorgänge jetzt zwar erklären, vermochte sie aber keineswegs zu verstehen.

Gleich darauf fiel er in eine tiefe Ohnmacht.

